

Trost für Effi

(von Reiner Strunk)

Mit dem Trost ist es so eine Sache.

Bleibt er aus, dann wird er herbeigesehnt. Wird er zugesprochen, dann traut man ihm oft nicht über den Weg.

Der biblische Jakob trauert um seinen geliebten Sohn Joseph, den die Brüder böswillig verschwinden ließen. Jetzt kommen die Schuldigen auf den Vater zu mit ihren verlogenen Trostversuchen. Doch Jakob – so wörtlich in der biblischen Erzählung – „wollte sich nicht trösten lassen“ (Gen 37,35). Seine Verzweiflung war zu groß, außerdem mag er den Schwindel gerochen haben. Der Trost seiner Söhne war ein unehrlicher, ein falscher Trost. Einer, der nicht aufrichtet, sondern noch einmal zu Boden drückt.

„Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden“, heißt es in der Bergpredigt. Man höre die Musik dazu aus Brahms ‚Deutschem Requiem‘, wie das anhebt tief drunten bei den Bässen und dann hinaufgeht wie ein Weg aus Dunkelheitserfahrungen zum glücklichen Licht. Geschieht so, was tröstlich ist?

Theodor Fontane hat in seinen Romanen wiederholt Lebensschicksale von Menschen geschildert, die zu Leidtragenden wurden, zum Teil aus eigener Schuld, zum größeren Teil durch die Schuld anderer. Auffällig dabei: es sind überwiegend Frauen, denen übel mitgespielt wird. In seinem Roman ‚Unwiederbringlich‘ ist es Christine, die Gemahlin des Grafen Holk, der seine Liebe und Ehe verrät und sich an die schöne Gesellschafterin der dänischen Prinzessin hängt, während seine verschmähte Christine sich in einen Kokon ihrer Kränkungen einspinnt. – In ‚Cecile‘ ist es die Frau eines preußischen Oberst a.D., die alle Demütigungen erleiden muss, die eine weibliche Person ‚mit Vergangenheit‘ zu spüren bekommt, wenn ihr Vorleben ruchbar wird und sie vor den steifen Wächtern der gesellschaftlichen Moral nicht bestehen kann.

Gut, das ist 19. Jahrhundert, da herrscht ein Ehrenkodex, der längst vergangen ist, und da erscheint als skandalös, worüber heute niemand mehr mit der Wimper zuckt. Aber die Rolle der Opfer ist geblieben. Die Methoden haben sich geändert, aber nicht die böartige Lust, es diesen und jene spüren zu lassen, wie unerwünscht sie sind. Und mehr als unerwünscht. Achtung ist das, was ein Mensch erwarten darf, so meint es auch unser Grundgesetz. Aber wo Achtung sein sollte, findet oft Ächtung

statt. Man nennt es heute bloß anders. ‚Mobbing‘ zum Beispiel. Facebook und sonstige Plattformen spucken pausenlos Hetzereien aus gegen irgendwen, haltlose Verleumdungen, perfide Drohungen. Ein Karneval der niedrigsten Instinkte. Und wen es trifft, der weiß zuerst nicht, wie ihm geschieht, und nach einer Weile nicht, wohin er sich verstecken soll. Schon die Römer kannten die Folge gesellschaftlicher Verunglimpfung und sagten: *semper aliquid haeret*, es bleibt immer was hängen.

Anscheinend ist es zu einem Gesellschaftsspiel geworden: die Lust, andere fertig zu machen. Und die Fertiggemachten sitzen ohnmächtig da und sind meistens allein. Schwer angeknockt, übel gezeichnet und in einer trostlosen Lage. Das ist heute im Prinzip nicht anders, bloß schlimmer, drastischer als zur Zeit Fontanes.

Ich denke an ‚Effi Briest‘. Es ist Fontanes wahrscheinlich bekanntester Roman, der das Schicksal einer jungen Frau nachzeichnet, die das erleben muss, was man früher ‚gesellschaftliche Ächtung‘ nannte. Zug um Zug gerät sie tiefer hinein in die Sackgasse ihrer Vereinsamung. Und wo Vereinsamung stattfindet, wird Trost ersehnt, aber kaum ein Trost erlebt. Vereinsamung ist tödlich.

Effi – Fontane spricht gern von der ‚armen Effi‘ – ist ein Kind aus gutem Hause, sozial gesichert, jugendlich unbeschwert, aber ihr Lebensweg gerät auf eine abschüssige Ebene, die sie bis an den Rand der Verzweiflung bringt. Sie wird die Frau eines preußischen Barons, der deutlich älter ist als sie selber und der schon ihrer Mutter vergeblich Avancen gemacht hatte, Baron Instetten. Kein Unmensch, wahrhaftig, auch kein Mensch mit Flecken und Fehlern, sondern ein Ehrenmann. Sein einziger, allerdings gravierender Fehler besteht darin, dass er meint, sich keine Fehler erlauben zu dürfen und gesellschaftlich als ein Mensch ohne Fehl und Tadel dastehen zu müssen. Eine kolossale Fehlbesetzung ist das jedenfalls an Effis Seite.

Natürlich muss die Beziehung der beiden unter ihrer Gegensätzlichkeit leiden. Effi möchte leben, Instetten möchte korrekt sein. Entfremdung stellt sich ein, und als Effi sich immer mehr allein gelassen fühlt, hängt sie sich an einen vermeintlichen Trostarm, das ist der Arm des Majors Crampas, eines oberflächlichen Lebemanns. Auch diese Wahl der ‚armen Effi‘ ist wieder ein Fehlgriff und obendrein ein Fall mit dem Verdacht des Ehebruchs. Als ihr Ehemann Instetten davon Wind bekommt, zieht er die Konsequenzen seiner Ehrenpflicht. Er erschießt den vermeintlichen Rivalen im Duell und verbannt Effi aus seiner Nähe. Deren Eltern, um ihre eigene Standesehre besorgt, weigern sich, die Verstoßene in ihrem

Haus aufzunehmen. Damit ist Effi mehrfach gestraft und ihre Einsamkeit komplett. Sie schlägt sich mehr schlecht als recht durch in Berlin, verkümmert zusehends äußerlich und innerlich und findet keinen Ausweg.

Gibt es Trost für Effi?

Den Höhepunkt ihrer bizarren Leidensgeschichte muss sie beim Besuch ihrer Tochter Annie erleben. Die wohnte beim Vater Instetten und wurde ihr bewusst und dauerhaft entzogen. Aber die Mutter sehnte sich nach dem Kind, wenigstens nach einer kurzen Begegnung, die ihr ein wenig Trost im Elend hätte verschaffen können. Nach einigen Versuchen findet eine Begegnung auch tatsächlich statt, aber es wird eine fürchterliche Begegnung, in der ein schwacher Hoffnungsfunken erlischt und nichts anderes als bittere Trostlosigkeit zurücklässt. Denn Instetten hat die gemeinsame Tochter offenbar für das Treffen mit der Mutter präpariert. Und nun dürfen sie sich sehen und miteinander reden, der menschlichste und selbstverständlichste Vorgang zwischen Mutter und Kind. Aber die Tochter benimmt sich wie ein Automat, sie bleibt steif und innerlich abwesend und wirft bloß Floskeln aus, die ihr vom Vater eingetrichtert wurden. Im selben Augenblick, wo die Mutter Effi zu ihrem Trost nach einem Zeichen menschlicher Nähe wie nach einem Strohalm greift, begegnet ihr in der eigenen Tochter die personifizierte Beziehungslosigkeit. Das Kind gebärdet sich wie eine Puppe mit mechanischem Sprechapparat. Kein Gefühl, nur Dressur. Das hält Effi nicht aus und schickt das Kind weg, um gleich danach in den Verzweiflungsschrei auszubrechen: „Und nun schickt er mir das Kind..., und ehe er das Kind schickt, richtet er's ab wie einen Papagei und bringt ihm die Phrase bei ‚wenn ich darf‘. Mich ekelt, was ich getan; aber was mich noch mehr ekelt, das ist eure Tugend. Weg mit euch. Ich muss leben, aber ewig wird es ja wohl nicht dauern.“

So äußert sich ein Mensch in der Verzweiflung. Jemand, den man unmäßig hat zahlen lassen für einen verzeihlichen Fehltritt. Den man verstoßen und in die völlige Vereinsamung getrieben hat.

Und es scheint niemand zu kümmern.

Gibt es Trost für Effi?

Fontane ist weit entfernt davon, nun doch noch die religiöse Karte zu spielen. Etwa unter Verweis auf den „Gott alles Trostes“ (2.Kor.1, 3) oder auf Jesu Seligpreisung der Leidtragenden, die getröstet werden sollen. Das wäre billig aufgesetzt und passte weder zum Ganzen des Romans noch zum Ganzen des Dichters Fontane.

Trotzdem: kein Trost für die ‚arme Effi‘?

Gegen Ende, als Effi immerhin von den Eltern gnädig aufgenommen wurde, ohne dass ihr Verhältnis wieder gut und unbeschwert werden könnte, trifft sie auf einen alten, liebenswerten Vertrauten aus ihren Kinderjahren. Das ist Pastor Niemeyer. Auch der kann ihr nicht helfen – und hilft ihr doch, eigentlich gar nicht mit Reden, sondern mit bescheidenen Gesten. Die beiden spazieren ab und zu miteinander durch den Park und Effi tut die Begleitung gut, weil sie nichts Anstrengendes und erst recht nichts Vorwurfsvolles an sich hat. Sie nimmt seinen Arm und lehnt sich ein wenig an seine väterliche Gestalt:

„Einmal gingen sie auch wieder so. Von fernher hörte man den Kuckuck, und Effi zählte, wieviele Male er rief. Sie hatte sich an Niemeyers Arm gehängt und sagte: ‚Ja, da ruft der Kuckuck. Ich mag ihn nicht befragen. Sagen Sie, Freund, was halten Sie vom Leben?‘

‚Ach, liebe Effi, mit solchen Doktorfragen darfst du mir nicht kommen. Da musst du dich an einen Philosophen wenden oder ein Ausschreiben an eine Fakultät machen. Was ich vom Leben halte? Viel und wenig. Mitunter ist es recht viel und mitunter ist es recht wenig.‘

‚Das ist recht, Freund, das gefällt mir; mehr brauch‘ ich nicht zu wissen.‘ Und als sie das so sagte, waren sie bis an die Schaukel gekommen. Sie sprang hinauf mit einer Behendigkeit wie in ihren jüngsten Mädchentagen, und ehe sich noch der Alte, der ihr zusah, von seinem halben Schreck erholen konnte, huckte sie schon zwischen den zwei Stricken nieder und setzte das Schaukelbrett durch ein geschicktes Auf- und Niederschnellen ihres Körpers in Bewegung. Ein paar Sekunden noch, und sie flog durch die Luft, und bloß mit einer Hand sich haltend, riss sie mit der andern ein kleines Seidentuch von Brust und Hals und schwenkte es wie in Glück und Übermut. Dann ließ sie die Schaukel wieder langsam gehen und sprang herab und nahm wieder Niemeyers Arm.

‚Effi, du bist doch noch immer, wie du früher warst.‘

‚Nein. Ich wollte, es wäre so. Aber es liegt ganz zurück, und ich hab‘ es nur noch einmal versuchen wollen. Ach, wie schön es war, und wie mir die Luft wohltat; mir war, als flög‘ ich in den Himmel. Ob ich wohl hineinkomme? Sagen Sie mir’s, Freund, Sie müssen es wissen. Bitte, bitte...‘

Niemeyer nahm ihren Kopf in seine zwei alten Hände und gab ihr einen Kuss auf die Stirn und sagte: ‚Ja, Effi, du wirst.‘“

Effi fragt ihren alten Pastor und indem sie fragt, wird deutlich, was sie sucht: einen Trost in ihrem trostlosen Leben. Niemeyers Antwort auf ihre Frage nach dem Leben ist zögerlich, dazu unbestimmt. Völlig unbeleckt von allen Trostsprüchen, die jetzt denkbar wären. Der Pastor verzichtet auf das gesamte Instrumentarium eines seelsorgerlichen Trosthandwerks, das man bei Pastoren nun einmal zu erwarten pflegt. Was er stattdessen zum Ausdruck bringt, ist kaum mehr als seine eigene Verlegenheit. Und genau damit rückt er ganz nah an Effis Seite. Sie spürt das und artikuliert ihr Gespür mit den einfachen Worten: „mehr brauch‘ ich nicht zu wissen.“ Niemeyers unaufdringliche Nähe, die schon beinahe etwas Linkisches hat, erreicht – jedenfalls für den Augenblick – eine lösende Energie. Wie gelöst aus ihrem Vereinsamungsbann tollt Effi plötzlich herum, schwingt sich auf der Schaukel in die Luft und wiederholt ein Stück ihrer glücklichen Kindheit.

Und dann das abschließende kurze Gespräch über den Himmel. Anscheinend stellt es sich zufällig ein, wie alles in dieser Szene Zufallscharakter zu haben scheint und doch Lichtpunkte setzt in Effis Vereinsamungsdunkel. Effi hatte das Schaukeln genossen, das Schwingen hin und her, das Hinaufschießen in die Luft, „als flög‘ ich in den Himmel“. Und sofort ist die Gedankenverbindung da, die sie ihrem Pastor unumwunden mitteilt. Diese Frage: „ob ich wohl hineinkomme?“

Es ist eine kindliche Frage, die sie plötzlich anfliegt. Kindlich sind die Form und die Vorstellung, die Effi vorträgt. Doch genau diese so kindlich wirkende Frage ist die sprachliche und bildliche Einkleidung ihrer Sehnsucht nach Erlösung. Einer Sehnsucht, die sie vielleicht erst in diesem Augenblick einer beschwingten Rückkehr ins Kindliche zu äußern vermag.

Pastor Niemeyer antwortet nicht mit klugen Erklärungen, sondern mit einer Geste. Er nimmt ihren Kopf zwischen seine alten Hände und küsst sie auf die Stirn. Das ist keine große Geste, aber eine intensive. Denn der Kuss auf die Stirn signalisiert, was Effi so schmerzlich vermisste, nämlich Annahme und Beheimatung. Der vom Pastor hinzugefügte Satz bestätigt, was die Geste bezeugte: „Ja, Effi, du wirst.“ Das ist keine Vertröstung, die immer schal und kraftlos ausfällt, sondern ein Trostangebot. Damit ist die Schwere der Trostlosigkeitserfahrung nicht auf einmal fortgewischt. Die erlebte Nacht bleibt dunkel. Aber es gibt Kometensplitter, die ihre Leuchtspuren hinschicken ins Nächtliche und die von weither kommen, aus dem „Himmel“.